

Veron Urdarianu

Reconstructions

26/10/12 - 08/12/12

Text von Thomas Deecke

Wir leben in einer Welt voller Bilder. Nie gab es so viele Bildinformation wie heute. Man könnte fast sagen, wir werden zugeschüttet von Bildern, in Bildbänden, in Zeitschriften, in der Werbung, im Fernsehen, im Internet und auch in der Kunst. Nie hat es so viel leicht verfügbare sichtbare Kunstwerke gegeben. Womöglich werden wir dadurch unempfindlicher gegen diese Flut von bildlichen Informationen, und die Bilder prallen an uns ab?

Das leere Bild?

Die französische Autorin Yasmina Reza hat in ihrem sehr erfolgreichen Theaterstück „Kunst“ vor etwa 15 Jahren das Problem der Bilderakzeptanz zumindest gestreift - denn eigentlich ging es ihr um die Probleme einer Männerfreundschaft - als sie ein Bild ohne jede Darstellung, ein nur weißes Bild zum Anlass nahm, drei Freunde in ein Streitgespräch über den Wert - in vielfacher Hinsicht - von zeitgenössischer Kunst und darüber hinaus zu verwickeln. Auch wenn hier das nichts abbildende Bild nicht eigentlich im Zentrum steht, so hat es die Autorin doch gereizt, ein teuer erworbenes leeres Bild zum Streitthema zu machen. Das monochrome Bild ist allerdings in der bildenden Kunst schon lange bekannt, denn es gibt Monochromien mindestens seit dem 18. Jahrhundert.

Es kommt also nicht darauf an, dass das Bild - scheinbar - nichts darstellt, um dennoch Wirkung zu entfalten. Um so mehr aber, wenn es etwas wiedergibt, womöglich etwas, das wir zu erkennen glauben?

Dejà vue

Ebenso wie es in der Literatur und der Musik selbstreferenzielle und rückbezügliche Begegnungen über die Grenzen der Zeit gibt, so entstehen auch in der bildenden Kunst Kunstwerke, wenn auch nicht ausschließlich, aus der Auseinandersetzung mit Kunst, als Zitat, als mehr oder weniger genaue Kopie, als Variation von vorherigen Evokationen, im Widerstand zu dem Bisherigen, eben aus Kunst. Nicht zuletzt dieses Phänomen macht - um bei der bildenden Kunst zu bleiben - die Arbeit der Kunsthistoriker so interessant: Sie spüren den Vor-Bildern nach, sie stellen Verbindungen her, sie entdecken Verweise, sie decken Verwandtschaften auf, selbst dann, wenn sie dem Künstler womöglich gar nicht bewusst gewesen sind, wenn er also unbewusst aus seinem Musée imaginaire, wie es André Malraux einmal genannt hat, schöpft, aus jenem Depot der Bilderinnerungen, das wir alle mehr oder weniger gefüllt in uns tragen.

Veron Urdarianus Malerei fiel mir vor vielen Jahre mehrfach auf. Zum einen wegen eben jener Bildzitate, die ich oft vermeinte wieder zu finden, und zum anderen wegen der ungewöhnlichen, wie durch Nebel oder eine Milchglasscheibe gedämpften Farbigkeit, die die Objekte seiner Malerei einerseits der Wirklichkeitswiedergabe entthob und sie zugleich in ihrer haptischen Erscheinung der verdickten Farbränder und der Pastosität seines Farbauftrages in ihr und der Kunstgeschichte und

TANJA POL GALERIE

nicht nur in ihr, sondern auch in anderen Bildquellen wieder deutlich verankerte. Das war etwas ganz Neues, das war aufregend, das war überraschend in der Flut der Bilder.

Kunst kommt aus Kunst

Kunst kommt aus Kunst! Auch die immer einmal wieder totgesagte Malerei wird immer wieder neu erfunden, zum Glück.

Aber: Ist nicht schon alles einmal gemalt worden? Gibt es überhaupt etwas, was sich der Malerei bisher noch entzogen hatte? Ist es überhaupt notwendig, im Zeitalter der Reproduzierbarkeit und zugleich der Innovationen und des heutigen „Alles ist möglich“, in einer Epoche also, in der es schon lange keine „Stilvorgaben“ mehr gibt, also keine imaginären Regeln, nach denen sich die Künstler orientieren könnten, neue Bilder zu malen, oder evozieren die Bilder aus ganz anderen Quellen, auch wenn sie die Topoi des Abbildens verwenden, oder Wirklichkeitszitate aus Fotografie, Film, Fernsehen, Internet in sich aufnehmen und diese in unterschiedlichen bildnerischen Methoden wiedergeben?

Was die Malerei von Veron Urdarianu so aufregend macht, ist zum einen ihr verhüllter und verhüllender Zitatcharakter, den wir oft auflösen können, denn der Künstler verheimlicht uns durchaus nicht jene Vor-Bilder, an denen er sich orientiert. Wenn wir sie gelegentlich nicht direkt einem seine Inspiration anregenden Urbild zuordnen können, dann scheint ihr offensichtlicher Verweischarakter dennoch ein verborgenes Vor-Bild zu besitzen. In diesem Falle steht die Entschlüsselung entweder noch aus oder aber sie bleibt uns unbekannt, weil das Bild von Urdarianu sich verselbständigt hat und nur noch imaginär zurück verweist.

Es ist eine ganz besondere Art des Dejà Vue Erlebnisses, das uns Veron Urdarianu vermittelt; es endet nicht im „Das habe ich schon mal gesehen“, sondern es verweist auf die Erinnerung und erzeugt auch eine Spannung mit dem Urbild, das wir plötzlich ganz anderes sehen könnten, und erneuert sich aus der veränderten malerischen Behandlung seiner Nach-Bilder. Dem Aha-Erlebnis des Wiederkennens folgt die Selbstbeobachtung, eine Anamnese des eigenen Bildbetrachtungsprozesses, der sich an der Interpretation des Bildes abarbeiten lässt, eben an jenem neuen Blick durch die Milchglasscheibe seiner Veränderung.

Veron Urdarianu befindet sich mit seiner Sicht auf die Malerei durchaus in guter Gesellschaft. Im Zeitalter der elektronischen Bilderflut gibt es kaum noch wirklich eigene und neue Bilder zu erfinden. So wie auch die Natur sich immer wiederholt und eine - allerdings ungeheure breite, aber dennoch letztlich begrenzte - Variationsbreite von Lebendigem erzeugt, wenn wir einmal von den seltenen Mutationen absehen, so muss auch die Kunst mit den bereits vorhandenen Bildern fertig werden.

Dass Veron Urdarianu dafür eine ganz eigene Bildsprache gefunden hat, in der sich Wissen und Intelligenz mit sinnlichem Wahrnehmen und malerischer Kraft vereinen, macht seine Kunst so unverwechselbar. Und was kann man Besseres über einen Künstler sagen?

Mit freundlicher Unterstützung des Generalkonsulats der Niederlande, München.